

Harald Schwinger

Zuggeflüster

Erzählungen



»Zuggeflüster« von Harald Schwinger ist die vierte Ausgabe der Edition Meerauge. 99 handnummerierte und signierte Exemplare sind reserviert für das Abonnement der Edition. Interessent/-inn/-en wenden sich bitte an abonnement@edition-meerauge.at

Titelbild: »Einsamer Hund«, Artwork by »Hartes Land«

Schrift: Sabon Roman, 9,5 Punkt
Titelschrift: Frutiger Black, 11 Punkt
Gedruckt auf: 100 g EOS 1,75-fach holzfrei

Lektorat: Iris Katholnig, Villach
Logo & Reihenlayout: Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien
Gesamtherstellung: Druckerei Theiss GmbH,
St. Stefan im Lavanttal, www.theiss.at

Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn
© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt 2011
Printed in Austria
ISBN 978-3-7084-0420-2



Unterstützt von der
Kulturabteilung des Landes Kärnten

Inhalt

Kleinhirn	7
Krieg	15
Amá	29
Rottweiler	53
Zuggeflüster	89
Der Duft meiner Mutter	117
In Haut	125

Kleinhirn

Ich bin ein Mensch, dem die meisten Dinge zu schnell gehen.

Ich komme dann nicht mehr mit, und was in mir zurückbleibt, ist das Gefühl, einfach überrumpelt worden zu sein, ohne dass ich etwas dagegen tun hätte können.

Eine Ohnmacht, die ich anderswo ausleben muss, um nicht verrückt zu werden.

Ich denke, das ist eine durchaus übliche und keine ungewöhnliche Strategie, um am Leben zu bleiben. Meist tritt man nach unten, auf Schwächere, nicht nach oben. Dass meine Frau mich verlassen hat, ist so eine Sache. Ich würde lügen, wollte ich behaupten, dass es mich überrascht hat. Im Gegenteil. Es war vorhersehbar. Und doch ist mir alles zu schnell gegangen, ich habe nicht genügend Zeit gehabt, mich darauf einzustellen. Ich bin zurück geblieben, ohne etwas gesagt zu haben. Schweigend, sprachlos. Es ist zwar nicht überraschend gekommen, trotzdem habe ich mich überrumpelt gefühlt.

Nur den Hund hat sie mir gelassen. *Ihren* Hund, den sie sich alleine ausgesucht hat im Tierheim und gegen den ich mich vor dem Kauf schon zur Wehr gesetzt habe.

»Ich jedenfalls werde keine Spaziergänge mit ihm machen«, habe ich ihr geschworen.

Diese Kreatur, eine Mischung aus Deutschem Schäfer und nordischem Husky, die jetzt bettelnd vor dem Tisch hockt, während ich mir ein Brot mit Käse und Schinken belege.

»Ich lasse dir den Hund da. Damit du auch eine Verantwortung hast«, hat sie gesagt. Ganz ruhig und selbstverständlich.

Und ich? Statt ihr zu antworten, bin ich nur dagestanden, und der Hund ist an seiner Laufleine, die entlang der Garage angebracht ist, nervös hin und her gelaufen.

»Ich will deinen verdammten Hund nicht«, habe ich geschrien. Aber zu spät. Sie hat die Autotür bereits

zugeschlagen gehabt und ist rückwärts die Ausfahrt hinausgefahren. Ihr Hund hat an der Laufleine gezerrt und dem Auto hinterher gewinselt. Das hat mich noch wütender gemacht.

Verantwortung?

Was soll das heißen?

Dass sie immer alles auf mich hat abschieben können?

Seit ich denken kann, haben immer alle alles auf mich abgeschoben. Mit den Eltern und ihren nie enden wollenden Krisen hat es angefangen und es hat sich über meine Freunde und Freundinnen fortgepflanzt, die sich zwar unbekümmert gegeben haben, aber voller Probleme gesteckt sind, die sie auf mich abgeladen haben, um sich weiter unbekümmert geben zu können.

Und ich?

Der große Erdulder, das schweigende Lamm, das stille Wasser.

»Ich pfeife auf stille Wasser!«, habe ich die Einfahrt hinaus geschrien, aber das ist im Gejule des Hundes untergegangen. Ich habe ihm einen Tritt geben wollen, aber er ist geschickt ausgewichen.

»Hör auf zu jammern! *Die* hat dich im Stich gelassen! Verstehst du? So eine ist das. Da gibt es nichts zu jammern!«

Aber der Hund hat weiter gewinselt.

Zwei oder drei Tage hat er nur gewinselt. Immer ist er irgendwo gelegen und hat leise hohe Töne von sich gegeben, die mich fast in den Wahnsinn getrieben haben.

Die erste Zeit ist man reduziert auf Brote. Immer nur Brote. Vielleicht ab und zu einen Toast. Und Eierspeise. Obwohl ich Spaziergänge lächerlich finde, gehe ich zweimal am Tag eine Runde mit dem Hund. Es widert mich an, aber ich will nicht, dass er sein Geschäft in der Wohnung erledigt. Zu gut kann ich mich noch an die Zeit erinnern, als er noch nicht stubenrein war.

Sobald wir an das nahe gelegene Waldstück kommen, lasse ich ihn von der Leine, in der Hoffnung, er würde ein Wildtier erspähen und jagen und ein Jäger würde mich mit einem gezielten Schuss von meinem, oder besser gesagt ihrem Ballast befreien.

Die ersten Tage war ich wie gelähmt. Geistig und körperlich. Man kann sagen, ich lebe zurzeit auf einer Müllhalde. Ich habe alle Kleidungsstücke, die sie zurückgelassen hat, zerrissen und in den Räumen verteilt. Überall liegen Kleiderfetzen. Ein paar habe ich im Wohnzimmer an die Wand genagelt und bewerfe sie, je nach Laune, mit Gläsern oder Tellern oder Weinflaschen. Außer den täglichen Spaziergängen mit dem Hund gehe ich nicht außer Haus. Manchmal gehe ich barfuß im Wohnzimmer auf und ab, um mithilfe der Glassplitter meinen Schmerz auf etwas Physisches zu reduzieren, etwas Greifbares.

Der Hund liegt meist neben dem Piano. Sobald ich die Tasten berühre, hebt er den Kopf und beginnt loszujaulen.

Oft liege ich im Bett und lese ein Buch, ohne es zu lesen. Meine Augen klammern sich an die Wörter und Sätze, ohne dass ich sie mir verständlich machen könnte. Es ermüdet mich. Zwischendurch gleitet mir das Buch aus den Händen und fällt zu Boden oder es sinkt langsam und bedächtig auf meine Brust herab. Wenn ich dann aufwache, muss ich wieder von vorne beginnen.

Der Hund hat sich an mich gewöhnt, aber ich mich nicht an ihn. Um ehrlich zu sein, und das kann ich jetzt, weil ich nichts mehr zu verlieren habe (und wie oft ist man schon in solch einer glücklichen Position?), hasse ich ihn. Er zerrt an meinen Nerven, die ohnehin nur mehr einem dünnen Spinnengewebe gleichen. Jedes Mal, wenn ich mit ihm das Haus verlasse, läuft er sofort, die Schnauze auf den Boden geheftet, zur Garage und sucht

nach ihr. Nach IHR! Seine dumme Treue ist nur schwer zu ertragen.

Ich bin ein ruhiger, friedlicher Mensch. Einer von der Sorte, von denen man sagt, sie können keiner Fliege etwas zuleide tun. Obwohl ich diesen Spruch nicht mehr hören kann, muss ich doch zugeben, dass er auf meine Person zutrifft. Voll und ganz.

Die einzigen Tiere, mit denen ich kein Mitleid empfinden kann, sind Gelsen. Ihre fast unhörbaren, dafür umso schrilleren Töne, die sie nächtens bei ihren Angriffen von sich geben, bringt mein Blut zum Kochen. Ich schlaue zu mit allem, was griffbereit ist, und jeder Blutfleck, den sie nach einem Treffer an der Wand hinterlassen, löst in mir tiefe Befriedigung aus.

Genau diese Frequenz der Blutsauger hat das hündische Gewinsel jetzt erreicht, während ich verzweifelt versuche, Schlaf zu finden. Es fährt direkt in meine Blutbahn, ich spüre förmlich, wie mein Gehirn anschwillt, wie sich meine Augäpfel unter den geschlossenen Lidern geradezu aufblähen, um dem Wahnsinn kampfflos das Spielfeld zu überlassen.

Es muss ein Ende haben, denke ich.

Ich springe aus dem Bett, ziehe mich an, gehe in die Garage und hole die Zimmermannsaxt, die mir mein Großvater vererbt hat. Das einzige Erbe übrigens, das er mir hinterlassen hat. Der Hund tänzelt um meine Beine herum, wie immer, wenn er sich auf einen Spaziergang freut.

»Komm«, sage ich.

Ich gehe mit ihm zum Waldstück, die Axt unter meiner Jacke verborgen. Er kennt den Weg und läuft voraus. Eine schöne sternenklare Nacht ist es. Sobald wir im Wald eingetaucht sind, pfeife ich ihn zu mir.

»Sitz!«, befehle ich in schroffem Ton und hole die Axt unter meiner Jacke hervor. Der Hund hockt sich unruhig vor mich hin und sieht mich mit leicht schräg gelegtem Kopf an.

In Haut

Eine der Lieblingsbeschäftigungen von Renz ist es, seine Hände zu betrachten. Lange und ausführlich. Die Handinnenflächen, gezeichnet durch Linien: Lebenslinie, Herzlinie, Kopflinie, Schicksalslinie.

Nicht, dass er in seinen Handflächen etwas lesen will, nein, die Linien interessieren ihn nicht. Daran glaubt er nicht. Die Lebenslinie etwa hört bereits Mitte der Handballen auf. Wäre sie wirklich ein Indikator für die Länge seines Lebens, dann wäre er bereits tot. Die Schicksalslinie fehlt fast gänzlich. Kein Schöpferum, keine Kreativität, keine Durchsetzungskraft? Nein danke, das war nur Jahrmarktsquatsch. Kein Interesse.

Er starrt sie nur an, versunken, meditativ, so, als würde er eine weiße Wand betrachten.

Die Finger sind lang und schlank, fast wie die einer Frau oder eines Pianisten, die Haut, die sich darüber spannt, hat eine hellrote Färbung, an manchen Stellen geht sie in ein dunkleres Rot über. Man braucht sie nicht zu berühren, um zu erkennen, dass sie sich weich und sanft anfühlt.

Das machen seine Hände: ein Leid beenden – kurzfristig zwar nur, aber es reicht, um seinem Beruf Sinn zu geben, und darum geht es doch letztendlich immer, um einen *Sinn*. Auch wenn er nicht genau weiß, ob man das, was er macht, überhaupt einen Beruf nennen kann. Aber immerhin hat er Renz vor Augen geführt, wie viele Deformationen, wie viel Elend und Sehnsucht neben und unter der so schönen und schnelllebigen Welt existieren. Eine stille, stumme Zwischenwelt ist es, die keiner haben will. Die, die hier leben müssen, schon gar nicht.

Renata, Renz' Tante. Aus heiterem Himmel sind zuerst kleine Pusteln überall auf ihrem Körper aufgetaucht, die nach einiger Zeit aufgeplatzt sind und eine blutig-eitrige Flüssigkeit ausgeworfen haben. Dann sind die Pusteln verschwunden und zurück geblieben sind nur rötliche

Flecken, die sich durch einen quälenden Juckreiz bemerkbar gemacht haben.

Dass er als Kind davon erfahren hat, war eher einem Zufall beziehungsweise seinem leidenschaftlichen Drang zuzuschreiben, den Gesprächen Erwachsener zu lauschen.

Zwei Jahre hat sein Onkel die Krankheit am Körper seiner Frau ertragen, dann hat er das Handtuch geworfen und sie verlassen.

Renata saß mit Renz' Mutter in der Küche und er konnte sie durch die Tür weinen hören. Seine Mutter hatte ihn zwar aus der Küche verbannt, um mit ihr allein zu sein, aber nichts in der Welt konnte ihn davon abhalten, ins Haus zurück zu schleichen und sein Ohr an die Küchentür zu pressen. Dieses Weinen und Schluchzen ist ihm in Erinnerung geblieben und der Satz, den sie immer wieder wiederholte: *Sieh mich doch an, sieh mich doch an!* So lange wiederholte sie diesen Satz, bis seine Mutter auch zu weinen begann. Sie konnte mit dem Leid anderer noch nie gut umgehen, immer wurde es sofort ein Teil ihres eigenen Daseins. Dass in diesem Fall die *Andere* ihre Schwester war, ist Renz erst viel später so richtig bewusst geworden. Mitten in diesem Gemisch aus Satz Fetzen und Geheule spürte er plötzlich den Blick seiner Mutter. Er brannte sich durch die Tür hindurch, direkt in sein Ohr. Mit angehaltenem Atem trat Renz den Rückzug an.

Renz' Tante hat sich kurz darauf das Leben genommen. Damals war Renz zehn.

Diese Episode kam ihm wieder in den Sinn, als er, Jahre später, übernünftig und noch leicht alkoholisiert, beim Chinesen saß. Renz blickte in den Spiegel, der direkt an seinem Tisch angrenzte, und versuchte, die Augen seines Spiegelbildes zu fixieren. Dabei kam ihm das Wort *hässlich* in den Sinn. Die Haare klebten fettig an seinem hochroten Kopf, die Augen glänzten unter einem glasierten Schleier, die Lippen waren trocken und rissig, die

Nase schien sich in einen blau geäderten Fremdkörper verwandelt zu haben.

»Du bist hässlich. Richtig hässlich«, murmelte er. »Sieh dich doch an!«

Es war dieses *Du bist hässlich*, das Renz den Weg in die Erinnerung legte. Wahrscheinlich, dachte er, während er sich beim Schlürfen der pikant-sauren Suppe im Spiegel zusah, würde seine Tante noch leben, wenn sie jemand so geliebt hätte, wie sie war. In all ihrer neuen Hässlichkeit. Mit ihrer roten juckenden Haut, die sie nie als die ihre anerkannt hatte. Wenn sein Onkel ihr nicht mit seiner Flucht auch noch Schuldgefühle aufgebürdet hätte. Hatte sie das nicht damals, am Küchentisch, gesagt?: *Es ist meine Schuld, alles ist nur meine Schuld.*

Die Kellnerin kam und tauschte die leere Suppenschüssel gegen einen Teller mit Frühlingsrollen. Sie war hübsch, nicht mehr ganz so jung, und Renz fragte sich, ob man sie auch zwang, in der Küche zu schlafen und zwanzig Stunden am Tag zu arbeiten, wie er es in einer Zeitung gelesen hatte. Renz hatte sich nach dieser Lektüre vorgenommen, die China-Restaurants mit einem Boykott zu belegen, aber nach einer durchzechten Nacht gab es nichts Wirkungsvolleres, um ihn wieder ins Leben zurückzubefördern, als diese pikant-saure Hühnersuppe und Frühlingsrollen.

Vielleicht hätte es im Fall seiner Tante gar nicht Liebe sein müssen, dachte er. Vielleicht hätte es schon gereicht, wenn jemand da gewesen wäre, der sie angefasst, der ihre wunde Haut gestreichelt hätte. Jemand, der sie einfach nur *berührt* hätte.

Renz setzte sich mit seinen Frühlingsrollen an einen anderen Platz, ohne Spiegel. Dann winkte er der Kellnerin und bestellte einen scharf gewürzten Krautsalat, weil ihm immer noch übel war.

Ullma ist ungefähr vierzig, vielleicht auch fünfundvierzig. Renz hat sie nie danach gefragt, so, wie er über-

haupt selten etwas fragt. Das steht ihm nicht zu. Er empfindet es als indiskret.

Vielleicht ist dieses Nichtfragen aber auch eine Art instinktiver Schutz.

Renz weiß es selbst nicht genau. Im Grunde braucht er auch nichts zu fragen, die meisten beginnen, spätestens nach der zweiten oder dritten Sitzung, von selbst zu erzählen.

Ullma ist die Erste gewesen, die sich auf seine Anzeige, die er in mehreren Zeitungen geschaltet hatte, gemeldet hat. Das ist jetzt vier oder fünf Monate her. Mittlerweile hat sich eine Vertrautheit zwischen den beiden eingestellt, als wären sie bereits ein altes Ehepaar. Ullma lebt allein. Sie hat sich nur ein einziges Mal in ihrem Leben vor einem Mann enthüllt.

»Diese eine Erfahrung hat mir genügt, um diesen Fehler nie wieder zu wiederholen.«

Ullma empfängt Renz in einem dünnen blauen seidenen Morgenmantel.

»Das ist der einzige Stoff, den ich wirklich aushalten kann«, sagt sie.

Dann setzt sie Kaffee auf. Ihre Treffen sind zu einem Ritual mit fixen Abläufen geworden.

Aber heute ist etwas anders, das spürt Renz. Ullma wirkt entspannter als sonst, zufriedener. Fast fröhlich. Irgendwie wird Renz das Gefühl nicht los, dass heute etwas auf ihn zukommt, das ihm gar nicht gefallen wird.

Beim ersten Treffen haben Renz und Ullma nur geredet und er kam sich in seiner neuen Rolle mehr als lächerlich vor. Oder, lächerlich ist nicht der richtige Ausdruck, er war einfach nur angespannt, nervös, unsicher. Er hatte sich Ullma anders vorgestellt, sofern man sich eine Vorstellung von einer Person machen konnte, die man nur von der Stimme am Telefon her kannte. Damals trug sie eine Art weißen Matrosenanzug, der sie von den Füßen bis zum Kinn hinauf einhüllte. Sie hatte Renz lange be-

trachtet und ihm dann mit einem Kopfnicken gedeutet, sich zu setzen.

»Seit wann machst du das?«, fragte sie.

»Es ist das erste Mal.«

»Das erste Mal?«

Renz nickte. Sie hatte ein hübsches Gesicht, dunkle Haare, ihre Augen einen leicht gelblichen Schimmer. Sie musste sofort bemerkt haben, dass er sie mit einer fast aufdringlichen und unverschämten Ausführlichkeit betrachtete.

»Lass dich von meinem Gesicht nicht täuschen«, sagte sie. »Es ist das einzig Heile an mir, und das ist die Wahrheit.«

Renz war peinlich berührt. *Man starrt keine fremden Menschen an, das gehört sich nicht!* Hatte er das nicht schon in seiner Kindheit beigebracht bekommen?

»Ich will, dass du deinen Oberkörper frei machst«, sagte sie.

Renz zögerte einen Moment. *Was machst du hier bloß? Was sollte das werden?* Seine Hände schwitzten, ein untrügliches Zeichen seiner Nervosität. Aber er hatte sich schließlich freiwillig in diese Situation begeben.

»Du hast Angst, nicht wahr?«, sagte die Matrosin, und er war nahe daran, ihr recht zu geben. *Ja, ich habe Angst und würde am liebsten einfach verschwinden.* Aber dann wollte er sich doch nicht so schnell geschlagen geben. *Du ziehst das jetzt durch! Du bringst das hier zu Ende.*

Renz zog sich sein Hemd, ohne es zuvor aufzuknöpfen, über den Kopf, um ihr und vor allem sich selbst den Anblick seiner zittrigen Finger zu ersparen. Dann befahl sie ihm, die Augen zu schließen, und er gehorchte. Er spürte, wie sie mit ihren Fingerspitzen seine Haut berührte, so leicht und vorsichtig, dass es fast kitzelte.

»Du hast eine sehr schöne Haut«, sagte sie. »Fast so weich wie die eines Kindes. Liebst du deine Haut?«

Darüber hatte er sich bisher noch keine Gedanken gemacht. Er zuckte nur hilflos mit den Achseln und wusste